

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

11.7.1926 (No. 28)

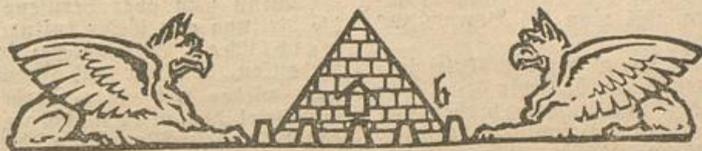
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 28



11. Juli 1926

Margarete Wittmers / Tragik des Diotimatyps.

II. *)

Eine häufig zu beobachtende Tatsache in unserer Zeit ist die der Freundschaft zwischen Frauen. Und zwar einer Freundschaft, die nicht zu vergleichen ist mit den früheren, oberflächlichen, von den Herren der Schöpfung nachsichtig-überlegen belächelten Pen- sions- oder Kränzchenfreundschaften. Hier handelt es sich um ernste, geistige Frauen, deren Freundschaft Lehrliebe hat mit den idealen, geistbeschwungenen Bündnissen der Jünglinge, und ent- standen ist aus gemeinsamem inneren Erleben, gemeinsamen Idealen, gemeinsamem Ziel- und Bestreben in unserer ara ver- wirrten Gegenwart. Ein gemeinsames Studium, die Mädchen- bünde mit ihrem starken Gemeinschaftswillen, die gleichen Berufs- interessen und -ziele vermitteln und festigen solche Freundschaft. Sie ist zuweilen von einer Tiefe und Schönheit, daß sie leben- bestimmend für die, denen sie Anteil wird, werden kann. Man hat sogar schon das Wort von einer „Ehe“ zwischen Frauen ge- braucht, wobei es sich natürlich um alleinstehende und meist um ältere Frauen handelt, denen sich in dieser Form des auf tiefe seelische Gemeinsamkeit gegründeten Zusammenlebens mit einer Freundin die Sehnsucht nach engerer menschlicher Lebensgemein- schaft, nach Familie und eigenem Heim erfüllt. Und gewiß gibt es Fälle, wo eine solche Freundschaftsbeziehung sich in ihrer seelischen Struktur kaum von einer wirklichen Ehe unterscheidet. Ja, sie kann in gewisser Hinsicht noch idealer sein als diese. Denn in dem Verhältnis von Mann und Weib, selbst bei höchster geistiger Gemeinschaft, herrscht doch immer, und muß herrschen, die ge- schlechtliche Komponente mit Kampf- und Spannungsmomenten, Leidenschaft und naturbedingter Gegensätzlichkeit. Zwischen Frauen vollzieht sich das Einleben und Sich-ineinander-Fügen viel ruhiger, reibungsloser und harmonischer, da die erotische Seite der Anziehung gar nicht oder nur in ganz geringem Maße als schweiter- liche, sanft durchzulübende Härlichkeit in Betracht kommt. (Von Fällen, die außerhalb des Normalen stehen, ist hier natürlich nicht die Rede.)

Da nun aber diese Form der Lebensgemeinschaft doch nur eine notgedrungene, künstlich geschaffene und nicht die wahre, naturgewollte ist, so erhebt sich für das Kulturproblem unserer Zeit unumgänglich wichtige Frage, warum so viele Mädchen, und gerade die wertvolleren, sensibleren, geistig höher entwickelten Naturen ihre Ergänzung nicht im Manne suchen — (oder finden!), sondern in der gleichgesinnten Freundin.

Suchen und finden! In diesen beiden Worten konzentriert sich das ganze Problem.

Denn natürlich sucht die heutige Frau den Lebensgefährten zunächst im Manne, so gut wie ihre früheren Schwestern. Sie sucht ihn sogar dringender und bewußter, in dem Maße, als sie stärker der eigenen Persönlichkeit mit ihren Fähigkeiten, An- sprüchen, Vorzügen und Schwächen bewußt ist. Und sie sucht mehr in ihm; nicht nur den Geliebten und den Vater ihrer Kinder, sondern den Freund, den geistigen Weggenossen, den eben- bürtigen Menschen, mit dem sie — fast ausnahmslos im Berufs- und öffentlichen Leben stehend — ihre reichen geistigen Interessen teilen kann. Ihre Lebensbewußtheit (im Gegensatz zu der un- berührten Unerfahrenheit der Frauen von einst) verlangt auch von der Ehe Bewußtheit, Ernst und Wahrhaftigkeit und will sie als ein Kunstwerk betrachten, das in steter, anregender und för- dernder geistig-seelischer Wechselbeziehung zweier Menschen ge-

formt und immer wieder von neuem verschönt und veredelt wer- den muß.

Wie ist nun trotz dieser gewiß hochsinnigen, idealen und durch- aus gesunden Einstellung die so häufige Zutage tretende Ehelosig- keit der modernen Frau zu erklären?

Es soll hier nicht von den gewiß nicht zu unterschätzenden Ur- sachen der wirtschaftlichen Misere und des Männermangels durch den Krieg gesprochen werden; auch nicht von den Frauen, die aus Eigennutz, Veranlagungssticht oder Scheu vor der Verantwortung die Ehe ablehnen, oder solchen, die wegen gesundheitlicher Un- tauglichkeit verzichten müssen, sondern von der vollwertigen Frau, der es Ernst ist mit ihrem Leben und seiner harmonischen Ge- staltung.

Man kann nicht umhin, die Schuld hierfür auch beim Manne zu suchen, freilich auch nur im Rahmen der zeitbedingten Kultur- entwicklung.

Die Frau hat in den letzten dreißig bis vierzig Jahren eine so gewaltige Veränderung, Erweiterung und Vertiefung ihres Lebens erfahren, daß es scheint, als ob ein großer Teil der Män- ner nicht immer vermocht hätte, mit ihr Schritt zu halten. Der (Durchschnitts-)Mann steht noch vielfach der geistigen Frau, wenn auch nicht mehr feindselig, so doch mißtrauisch oder befangen gegen- über. Er hält zum Teil noch zäh an dem alten Frauenideal, an unauslästlichen Schlagwörtern fest, teils aus Egoismus, um seine angenehme Herrscherstellung nicht aufgeben, teils aus Be- quemlichkeit, um nicht umlernen zu müssen, — ganz zu schweigen von den Männern, die in der Frau überhaupt nur das Geschlecht sehen und den erotischen Genuß suchen, und die demnach für die Kulturfragen, denen diese Untersuchung dienen soll, ebensovienig in Betracht kommen wie der entsprechende „Weibchen“ oder Sexualtyp auf der Seite der Frauen.

Der Hauptgrund aber scheint uns in der Berufsumklammerung zu liegen, der der Mann durch den Zwang der Verhältnisse ver- fällt, und die ihn fast unentrinnbar auf äußerliche, kulturfeind- liche Ziele hindrängt; denn heute überwiegen ja in unheilvoll großer Menge die mechanischen, geistig unfruchtbaren Berufe des Handels-, Industrie-, Büro-, Parteiwesens u. ähnliche, die mit ge- ringen Ausnahmen hauptsächlich der Befriedigung äußerer Ehr- geizes und dem rastlosen Gelderwerb dienen. Die seelenschädi- gende Wirkung dieser Berufseinstellung liegt auf der Hand; sie macht einseitig, eng, äußerlich, egoistisch, oder müde und gleich- gültig, je nach Veranlagung, und der, so betrachtet, ebenfalls tragisch gebundene Mann besitzt nicht mehr genug innere Wärme und Lebendigkeit, nicht mehr genug menschliche und kulturelle Interessen, oft auch nicht mehr genug Zeit und Muße, um sein eigenes, persönliches Leben und das der ihm verbundenen Frau recht begreifen, erfassen und gestalten zu können.

Hierzu gesellt sich noch eine beim Durchschnittsmann fast typische und selbstverständliche Unfähigkeit, überhaupt das Wesen und Wollen der Frau zu verstehen und richtig zu beurteilen, — ein bedenkliches Zeichen für den Stand der männlichen Bildung in den letzten Jahrzehnten! Am natürlichsten, ihm durchaus rich- tig dünkenden Gefühl seiner in der Vorherrschaft seines Ge- schlechts begründeten Ueberlegenheit und Selbstüberschätzung hatte der Mann es nicht für nötig gehalten, sich in die Wesensart der anderen Hälfte der Menschheit zu vertiefen; heute steht er diesem so merkwürdigen selbständig gewordenen Menschenwesen häufig ge- nau ganz hilflos gegenüber, da ihm die Voraussetzungen zum Ver- ständnis des neuen Frauengeschlechts fehlen und er noch immer

*) Vgl. „Pyramide“ Nr. 27.

nicht genügend gelernt hat, die Frau in erster Linie als Menschen, als ebenbürtige und gleichwertige Persönlichkeit zu werten.

So gibt es heute zwischen den Geschlechtern, trotz der natürlichen Anziehung und trotzdem die heutige Frau vielfach bewußter und stärker liebt als die frühere, doch eine Summe von Kampf, Disharmonie, Enttäuschung, Nichtverstehen und Widerstand, und es ist kein Wunder, wenn die Frau, die heute mehr als je in Liebe und Ehe seelische Gemeinschaft und geistigen Austausch verlangt, lieber auf eine dauernde Bindung verzichtet, als daß sie einen Kompromiß schließt, bei dem sie ein wahres Glück, eine wahre, ihr eigenes und damit auch das Leben der Familie und schließlich der Gesamtheit fördernde und veredelnde Gemeinschaft nicht erhoffen kann; zumal auch der Zustand der vielen gleichgültigen, sterilen, gelockerten oder ganz zerrütteten Ehen, die man heutzutage in erschreckender Menge beobachten kann, ihr gewiß nicht zum Vorbild und Ansporn werden kann!

Zu alledem tritt noch ein anderes, soziologisches Moment hinzu, eine Verschiebung der gesellschaftlichen Unterschiede im Berufsleben. Die Frau in der subalternen Stellung einer Sekretärin, Buchhalterin, Korrespondentin, Geschäftsführerin, Postbeamtin usw., ist — nicht immer, aber doch in vielen Fällen — Dame, und den Männern in gleicher Stellung an gesellschaftlicher und geistiger Bildung häufig weit überlegen. Daher ist auch das sonst gewiß zu begrüßende Zusammenfinden auf der Grundlage beruflicher Gemeinsamkeiten nicht so häufig, wie man bei Betrachtung der Zeitverhältnisse annehmen könnte.

Können wir nun noch besonders den Typus der höchst kultivierten, seelisch reichsten und geistig feinsten Frau, den wir den „Diotima“ nannten, ins Auge, so finden wir in dem bisher Gesagten wieder das Tragische seiner heutigen Daseinsform bestätigt. Denn diese Frau wird natürlich, entsprechend ihrer eigenen Hochwertigkeit, auch beim Manne ein Höchstmaß von Geistigkeit, von Bildung im weitesten Sinne, von Tiefe und Echtheit des Menschentums beanspruchen, um in ihm den Freund, den Führer, den Bildner zu finden, dessen sie zur vollen Entfaltung ihrer geistig-seelischen Blüte bedarf.

Es scheint, daß die Zahl solcher Männer gering, schmerzhaft gering geworden ist. Der Grund hierfür ist schon genannt worden: der kulturfeindliche Einfluß des Maschinenzeitalters, des Erwerbs- und Nachmensentums, in dem Männer, auch oder gerade die intellektuell Höchststehenden, in Einsamkeit erstarren, während die Frau, dank ihrer Gefühls- und mütterlichen Kräfte dieser Gefahr weniger ausgesetzt ist. Die Diotima früherer Kulturperioden gehörte zu einem Kreis von Männern, die für innere, geistige Werte, für echte Menschenbildung, für die hohen Aufgaben der Kunst lebten. Bedenkt man, welche eine beschämend nebenläufige und untergeordnete Rolle in der Gegenwart die Kunst spielt, wie niederdrückend gering die Zahl wahrhafter Künstler und wie trostlos oft ihre äußere Lage ist, — so wird man darin einen besonders schwerwiegenden Faktor für die Tragik der Diotima erkennen, die vor allem geschaffen war, dem künstlerischen Mann mitempfindend und anregend Muse und Mitschöpferin zu sein. So erahnt sich die seltsame und schmerzliche Tatsache, daß gerade die Frau, die kulturveredelnd wirken könnte, und die sich vielleicht am liebsten nach dem ebenbürtigen Lebensgenossen sehnt, dessen Mitarbeit sie nicht entbehren kann, — daß gerade sie so häufig einsam bleibt.

Wenn diese Ausführungen übertrieben oder allzu weiblich-parteiisch gefärbt erscheinen, der wird sich dem Urteil eines Man-

nes (es ist nicht der einzige!) nicht verschließen, dessen Autorität jeder anerkennen wird. Es ist der Dichter Romain Rolland, dessen prachtvolle Frauengestalt Annette in dem Roman „Verzauberte Seele“ unter den Männern, die durch ihr Leben gehen, keinen einzigen findet, der den tiefen Wert und Reichtum ihrer Natur recht zu verstehen und zu würdigen, keinen, der ihr mit gleich wertvollen Gaben seines Wesens zu danken vermöchte.

Es gibt natürlich — und Gott sei Dank! — heute auch Männer von der Art, die zu Führern berufen ist, Künstler, Denker, Kämpfer um neue Ideale und Ziele; solche, denen schon die Natur die Gnade eines vollen, reichen Menschentums mitgegeben hat, und andere, denen schwere Erlebnisse (häufig war es der Krieg) die Seele vertieft und den Blick geweitet haben; Männer also, die auch der reifen, geistigen Frau die wahre, menschliche Freundschafts-Liebe, die geistige Erfüllung geben können, die sie verlangt.

Aber dieser Männertypus ist ebenso selten, wie auf der weiblichen Seite der zu wirklicher allseitiger Vollkommenheit ausgebildete Diotimatyp. Denn die Kulturnot unserer Zeit wirkt sich eben an beiden Geschlechtern gleich verhängnisvoll aus, und eine Menschenbildung im Sinne von Goethe, Schiller, Humboldt, Stifter ist ein schönes, fernes Ideal, das in unserem Wirtschafts-Leben mit seinen vielen, zermürbenden Kämpfen keinen Platz mehr hat.

Wenn nun aber berufene Kenner und Führer unserer Zeit die Rettung aus dieser kulturellen Not vor allem in einem neuen weiblichen Bildungsziel sehen, so müssen wir Frauen diesen Gedanken, den wir mit Freude und Dankbarkeit ergreifen, doch auch wieder mit einer Forderung beantworten: Auch das Bildungsziel des männlichen Geschlechts muß im Hinblick auf das Allgemein-Menschliche, die harmonische Auszubildung der Persönlichkeit, die tiefen, innerlichen Kulturaufgaben erhöht und erweitert werden, wodurch die notwendige, wissenschaftlich-sachliche Auszubildung gewiß nicht vernachlässigt zu werden braucht. Vor allem muß auch der heranwachsende Knabe, der Jüngling mehr und tieferes vom Wesen und Wert der echten Frau wissen. Die Sehnsucht nach Diotima muß in ihm geweckt werden. Er muß lernen, die Frau in erster Linie als Menschen, als Mitmenschen und Mitarbeiter an den Aufgaben der Gesamtheit zu betrachten und Wert zu halten. Das Wissen um die Gemeinsamkeiten und Verbundenheiten ihres Menschentums muß die sichere Grundlage bilden für das spätere, ahnungs- und geheimnisvolle Erkennen des anderen Geschlechts.

Dann erst, wenn beide Geschlechter bewußt und gemeinsam dem Ziele ihrer menschlichen Bervollkommnung und kulturellen Pflicht aufstreben, werden die Grundlagen für eine neue vertiefte Gemeinschaft geschaffen werden, wird die Zahl der laxen und innerlich leeren Ehen sich ebenso verringern wie die Zahl der ehe-losen und doch nach der natürlichen Erfüllung ihres Weibberufes sehnsüchtigen Frauen, wird in der rechten Lebenslust und reich an geistigen Wechselbeziehungen die Diotima sich zur höchsten, köstlichsten Blüte ihres Menschen- und Frauentums entfalten.

Gewiß sind solche und ähnliche Forderungen bereits von den führenden Persönlichkeiten unseres geistigen Lebens erhoben und erwogen worden.

Wir Frauen aber müssen sie immer von neuem aussprechen, um unserer selbst willen, um unseres eigenen Glückes und um des hohen Kulturzieles willen, zu dem die heutige Menschheit sich bekennen muß.

Gottlieb Graef / Bruderkrieg.

In diesen Tagen sind sechzig Jahre verflossen seit den weltgeschichtlichen Ereignissen des Jahres 1866. Da diese sich zum Teil auch auf badischem Boden abgepielt haben, mag eine kleine Rückschau vielleicht manchem Leser nicht unwillkommen sein.

Bei den armseligen Bundesstagsverhältnissen Deutschlands hatte die Wiedergewinnung der Elbherzogtümer Schleswig und Holstein im 1864er Jahr trotz ihres hohen nationalen Wertes eine Versärfung der alten Gegensätze zwischen den beiden größten Bundesstaaten Oesterreich und Preußen zur Folge, von denen keiner ein Übergewicht des anderen ertragen konnte. Als dann am 14. Juni 1866 der Antrag Oesterreichs auf Mobilmachung des Bundesheeres mit Ausnahme der Truppen Preußens vom Bundesstag mit Stimmenmehrheit zum Beschluß erhoben wurde, erklärte dieses seinen Austritt aus dem Bund. Damit begann der deutsche Krieg, der sich auf zwei Kriegsschauplätzen, in Böhmen und am Main, mit betäubender Schnelligkeit zugunsten Preußens entschied. Wie sich die Ereignisse in meinem fränkischen Heimatort Abelsheim auswirkten, möge der nachstehende kleine Bildausschnitt zeigen.

Die von Tag zu Tag lebhaftere Erörterung der drohenden Kriegsgefahr seitens der Gäste im Elternhaus veranlaßte mich zehnjährigen Patrioten zu aufmerksamem Lesen der Zeitungen, über die ich bei Erscheinen sofort herfiel. Gleichwie mein Kindesgemüt sich von dem den frisch angestrichenen Särgen entströmenden Kirnisgeruch jeweils wie vom Atem des Todes angezehrt fühlte und jenen diesem schlankweg gleichsetzte, so galt mir damals auch der von den frisch gedruckten Zeitungsblättern ausgehende Duft der noch feuchten Druckerwärme als der Geruch des Kriegs, derselbe, der mir vier Jahre darnach aus den Tagesblättern wieder mit der gleichen Wirkung entgegenstieg, eine Vorstellung, die in meiner Erinnerung heute noch mit den Kriegsergebnissen von

1866 und 1870 unzertrennlich verbunden ist. Zugleich steigerte sich der süddeutsche blindwütige Haß gegen Preußen und vor allem gegen die Person Bismarcks bei der Einwohnererschaft ins Ungeheure. Von der herrschenden Stimmung gibt beispielsweise die Befriedigung Zeugnis, mit der man sich in jenen Tagen an einem aus dem benachbarten Heilbronn importierten Bild ergötzte, das erfolglose Attentat des Kanakkers Blind auf Bismarck darstellend. Dicht hinter diesem steht schüchtern der Teufel mit ausgebreiteten Krallenflügeln und ruft: „Halt, der gehört mein!“ Ungeachtet meiner Jugend war ich, wie meine Landsleute, durchaus großdeutsch gesinnt und wollte nichts von Preußen, noch weniger von Bismarck etwas wissen. Die Nachricht vom Sieg der österreichischen Waffen bei Custozza am 21. Juni wurde freudig begrüßt. Mein Freund, der Schneider Gottfried Schädner, dem ich alsbald die Siegesbotschaft hinterbrachte, notierte sofort diesen glückverheißenden, aber schwer zu behaltenden Namen, an dessen vollständendem Klaua wir uns heranschten, zwar nicht mit ehernem Griffel in die Tafeln der Geschichte, wohl aber mit seinem Schneidersöbel auf einen Radenwidel, damit er sich unserem Gedächtnis recht einprägen. Ueberhaupt war man allgemein voller Siegesgewißheit. Was wollten die preussischen Hungerleider auch machen gegen die gewaltige Uebermacht des an Vätern und an Siegen reichen Oesterreich in Verbindung mit Hannover, Kurhessen, Nassau, Sachsen und den süddeutschen Staaten.

Jedoch fiel unversehens auf den böhmischen Schlachtfeldern in nur siebentägigem Feldzug die Entscheidung, und die Katastrophe von Königgrätz am 3. Juli öffnete bereits manchem die Augen über die Ziele der Bismarckischen Politik und über das Unsinnige weiteren Kampfes. Diesen auch in unserem Haus, zumal bei meinem Vater, beobachteten Umschlag der Meinung konnte ich jedoch nicht verstehen und verabscheute ihn in meiner innerlich-

terlichen großdeutschen Zuversicht als eitel Erfolgsanbeter. Die überwiegende Mehrheit hoffte in ihrem Preußenhass unentwegt auf einen glücklichen Erfolg der noch nicht mit dem Feind in Berührung gekommenen süddeutschen Waffen.

Da Baden sich auf Oesterreichs Seite gestellt hatte, bekam auch meine Heimat, wo sich der Aufmarsch eines beträchtlichen Teils der Bundesstruppen vollzog, manches von den Kriegereignissen am Main zu kosten. Die vielen Truppendurchmärsche und Einquartierungen brachten anhaltend viel Leben. Zunächst trafen am Mittwoch, 18. Juli, in den ersten Stunden des Nachmittags badische Pioniere mit ihren mächtigen Pontons ein, deren Publikum höchstes Staunen erregte und einen Begriff gab von dem Umfang des für einen Feldzug erforderlichen Kriegsmaterials. Die Leute hielten diese Ungetüme für Feldbäcköfen. Ich kam gerade aus dem Wochen Gottesdienst, als der merkwürdige Troß, dessen unerklärliches Getöse schon in der Kirche zu vernehmen war, das Städtlein passierte. Unter den Soldaten entdeckten wir den Heinrich Herold, der als der erste durchmarschierende Landsmann stürmisch begrüßt wurde. Da gerade eine kleine Marschpause eingetreten war, konnte er einige Augenblicke vor der Kirche verweilen, wobei er uns Neugierigen die Beschaffenheit und den Gebrauch seiner Nordwaffen vor Augen führte, deren lebensgefährliche Beschaffenheit und zu erwartende furchtbare Wirkung mich mit froher Siegeszuversicht erfüllte. Währenddem kam der einbeinige Husenschneider, ein alter Achtundvierziger, auf seiner Krücke herangehumpelt. Beim Anblick des jungen Kriegers, der gegen den verhassten, auch von ihm einst bekämpften Feind auszog, begann sein Demokratienberz höher zu schlagen, und indem er dem Vaterlandsverfeindiger die Hände schüttelte, stürzte ihm die Tränen freudiger Begeisterung über die bleichen Wangen.

Ueberhaupt hatte ein mächtiges patriotisches Hochgefühl die Gemüter der Einwohner ergriffen, die miteinander wetteiferten, die durchziehenden Truppen reichlich zu bewirten. So hatten wir bei einem dieser anhaltenden Durchmärsche vor unserem Haus mehrere Kasser Bier aufgestellt, um die durch den Marsch erschöpften Soldaten zu laben, wobei ich mit meinen gefüllten Gläsern einmal von einem aus der Marschreihe sprengenden Pferd überannt wurde, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Von einer Bezahlung des Dargebotenen wollte niemand etwas wissen. In jenen Stunden opferfreudiger Begeisterung wurde ich zur Vollständigkeit unserer erschöpften Vorräte mit dem Hängkorb in den Laden des Bäckers Stus geschickt, in den gleichzeitig auch einige Soldaten zum nämllichen Zweck gekommen waren. Einer derselben hielt gerade einen Halbbackenstollen in der Hand und schickte sich an, ihn zu bezahlen. Dagegen aber bäumte sich der flammende Patriotismus des Stubenbeck auf. Entrüstet rief er mit anklopfender Fuge: „Was? Auch noch bezahlen? Machen Sie, daß Sie fortkommen und hauen Sie die Herrgottskramentzenpreuken, daß sie gleich v. . . .!“ Den solchermachen billig erstandenen Stollen in die Hosentasche steckend, versprach der wätere Krieger dem blutdürstigen Bäckermeister, bei der Preußenvertilgung sein möglichstes tun zu wollen.

In den folgenden Tagen kamen in rascher Aufeinanderfolge und in buntem Wechsel noch weitere Scharen der mit schwarz-rot-goldenem Armband versehenen Truppen an, Badener, Württemberger und Hessen, die alle mit hoher, einer bessern Sache würdiger Begeisterung nach der Mainlinie zogen, um das Vaterland zu retten. Ein Hauptereignis für die Einwohnerschaft war damals die Vorzeigung eines von einem heftigen Bagagewagen mitgeführten Rindnadelgewehres. Mit gelndem Schauer betrachtete man das verächtliche feindliche Schießinstrument, von dem man Wunderdinge erzählte und dessen einfache Handhabung ohne Rindhütchen und Ladstock allgemeines Staunen erregte. Wo übrigens die blinden Hesen das Ding gefunden hatten, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden; jedenfalls hatten sie es nicht erobert.

Bald jedoch fühlten wir uns durch Gerüchte von für uns ungünstigen Gefechten, von der Besetzung Frankfurts durch die Preuken, vom Zurückweichen der Bundesstruppen und von dem Näherücken des Kriegsschauplatzes von Tag zu Tag mehr beunruhigt. Namentlich gab das rigorose Vorgehen des eckrüdeten Generals Mantuffel gegen die freie Reichsstadt am Main Anlaß zu schwerer Besorgnis für das, was auch unser in den kommenden Tagen wohl harren mochte. Ja, dieser ungewohnte hollennische Name genügte allein schon, bei ängstlichen Gemütern eine Gänsehaut zu erzeugen. Bis schließlich der am 24. Juli von der Tauber herüberdröhnende, für uns deutlich hörbare Kanonendonner von Tauberbischofsheim und Werbach auch die letzte Hoffnung auf den Sieg des schwarz-rot-goldenen Banners schwinden ließ. Mein Vater fuhr sofort mit unserem Wagen nach Tauberbischofsheim zu seinem Freund, dem Bierbrauer Hammel, dessen an der Tauberbrücke gelegenes Haus besonders schwer mitgenommen worden war. Hier auf der Walfstatt boten sich seinem Auge in der durch den blutigen Kampf angerichteten Verwüstung und in den noch umherliegenden Toten die Schrecken des Krieges in furchtbarer Wirklichkeit dar. Flehentlich, aber vergeblich hatte ich kriegslüsterner Ratseweis gebeten, mich mitzunehmen, und betrübt schaute ich tränenden Auges dem Davonsahrenden nach, der das Glück hatte, den Krieg und ein Schlachtfeld mit eigenen Augen zu schauen, während ich darauf angewiesen blieb, meinen Kriegsdurst zu Hause hinter dem Ofen mit armseligen Annalen geringwertiger Schlachttücherbogen zu stillen, auf denen zudem noch der Pulverdampf den größten Teil der Bildfläche einnahm.

Raum zwei Wochen nach dem siegesreichen Ausmarsch unserer Truppen stuteten diese in den ersten Tagen des August in dichten

Scharen und in umgekehrter Reihenfolge wieder zurück. Als der Führer der badischen Division, Prinz Wilhelm, in weißer Kürassiermütze, an deren Spitze zu Fuß unser besagtes Städtlein betrat und dabei von den Einwohnern mit Hochrufen empfangen wurde, machte ich mir darüber meine eigenen Gedanken; denn ich konnte in gesunder Knabenlogik nicht verstehen, wie man einem geschlagenen, auf dem Rückzug befindlichen Feldherrn jubelt und zu seinen Ehren die Häuser besetzt mochte. Freilich entsprangen diese Kundgebungen wohl mehr der Freude über die heftig erlebte Heimkehr der Söhne der Heimat als der Untertanenloyalität gegenüber dem fürstlichen Heerführer. Die Truppenmassen häuften sich in dem kleinen Ort derart an, daß wir in unserem Hause allein einmal 110 Mann zu beherbergen und zu verpflegen hatten, eine harte Aufgabe für die Eltern. Da lagen die todmüden Menschen im ganzen Hause herum, in den Zimmern und in den Gängen, auf Matrasen, Strohsäcken und Strohbündeln, um für den Weitermarsch wieder Kräfte zu gewinnen. Dieser 1. und 2. August brachte dem Städtlein 86 Offiziere und 215 Soldaten Einquartierung: der Felddivisionsstab (darunter die Prinzen Wilhelm und Karl), die Feldkriegskasse, das Badische Leibgrenadier-Regiment, das zweite Bad. Dragoner-Regiment und das Proviant-Fuhrwesen. Am folgenden Morgen nahm das Gros in den Straßen zur Besichtigung durch die Generalität Aufstellung. Mit klingendem Spiel und unter strömendem Regen erfolgte der Abmarsch, was mich nicht hinderte, bei der Hardtbrücke die Truppen bis auf den letzten Mann an mir vorüberziehen zu lassen. In übler Stimmung und nah bis auf die Knochen kam ich nach Hause: ich hatte meine großdeutschen Gedanken zu Grabe getragen. Einigen Trost gewährte der gleich darauf in unserem Kinderzimmer gemachte Fund, bestehend in einer Anzahl zurückgelassener scharfer Patronen des damals bei den badischen Truppen eingeführten Minié-Gewehrs. Außer den dicken klobigen Spitzkugeln, denen gegenüber das kleine Kaliber des heutigen Infanteriegewehres der reine Waisenknaube ist, war besonders die Pulverfüllung willkommen, die sich zum Abbrennen zahlreicher „Speiteufel“ vortrefflich eignete.

Etwas länger verweilten im Ort die badischen Jäger, deren schmutzige Uniform unter besonderes Wohlgefallen erweckte. Als eines Abends noch zwei höhere badische Offiziere als Nachzügler vom Kriegsschauplatz angefahren kamen und bei der „Linde“ abstiegen, rief einer derselben, unter der Haustüre sich umwendend, uns jungen Gassern zu: „Ihr Buben, macht, daß ihr heimkommt! Die Preuken kommen!“ Schlagfertig erwiderte einer von uns: „Wir haben keine Angst vor den Preuken und gehen nicht vor ihnen durch.“ Ein Beifallsgelächter der Umstehenden besohnte die anzüglichen Worte des kühnen Sprechers, indes der Kriegsmann stillschweigend im Dunkel des Hausflurs verschwand. Auch einige Verwundete trafen ein, die im Spital untergebracht wurden.

Die Gemeinde hatte in jenen Sommertagen reichlich Verbandzeug geliefert und jedem einheimischen Feldsoldaten 10 Gulden zukommen lassen. Am Tag nach dem Treffen von Tauberbischofsheim schickte sie alsbald eine Wagenladung mit Lebensmitteln, Wein usw. nebst Bargeld für die Verwundeten nach dem Kampfsplatz. Am 29. und 30. Juli mußten von der Gemeinde 54 Ochsen und 500 Laib Brot an die Armee geliefert werden.

Der heimwärts weichenden badischen Heeresmacht folgten bald die durch weiße Armbänder kenntlich gemachten preukischen Truppen und die der mit Preuken verbündeten norddeutschen Staaten, Oldenburger, Mecklenburger und Hanseaten, die dann das bis zur Faust reichende Offupationsgebiet für einige Wochen besetzt hielten. Als erste feindliche Truppen trafen am Sonntag, 5. August, vormittags, beim Kirchenläuten oldenburgische Dragoner ein. Die Oldenburger fielen besonders durch ihre Körpergröße und durch ihren gesegneten Appetit auf. Es war erschrecklich anzusehen, wenn sie beim Frühstück den ganzen Halbbackenwed nicht in die üblichen vier oder acht Teile zerlegten, sondern kurzweg in der Faust zerdrückten und ihn in der dadurch gewonnenen Schlantheit, ungeteilt wie Schleswig-Holstein, in die Kaffeeküffel tauchten.

Der Amtsbezirk Abelsheim erhielt für die Zeit vom 10. bis 28. August das Lübeckische Bataillon zugeteilt. Das war ein Ereignis für die gesamte Einwohnerschaft und ein Haupterghöhen für die Jugend. Da hatten wir denn täglich wirkliches lebhaftes preukisches Militär vor Augen und brauchten uns nicht mehr mit Blei- und aufgedappten Soldaten zu behelfen, wie man solcher immer bedurfte, um den Feind im Schlachtenpiel mit Erbsenkanonen und ähnlichen Werdwerkzeugen der neuzeitigen Waffentechnik niederzuknallen. Mit dem Niederknallen hatte es jetzt freilich sein eigenes Bewenden. Doch wich angesichts der lebenswürdigen und netten Art, mit der uns die feindlichen Besatzungstruppen begegneten, mein Preukenhass allmählich einer milderen Gesinnung, um sich schließlich zu einer begeisterten Freundschaft auszuwachsen. Von besonderer Bedeutung waren für uns Knaben die Proviantsendungen, welche die reiche Hansstadt ihren im fernem Süden stehenden Söhnen zukommen ließ und von denen manches in Form von Zwieback, Brezeln und dergleichen für uns abfiel. Unter diesen Sendungen befand sich auch eine bei uns bisher fremde Erbsensorte, die im schweren Boden des Baulandes gut gedieh und da lang unter dem Namen „Lübecker Erbsen“ gepflanzt wurde. Am höchsten stieg jeweils unser Entzücken, wenn die Bataillonskapelle in den Nachmittagsstunden vor dem Quartier des Befehlshabers ihre Weisen ertönen ließ. Da promentierte dann der Spieckbürger mit Weib und Kind verewillich auf und ab und schwelgte behaglich in dem seltenen Kunst-

genuß, während wir Duben uns gegenüber den Altersgenossen der Nachbarorte, welche die Einrichtung einer Paradenmusik nicht aufzuweisen hatten, schon als halbe Residenzler fühlten. Zu einem bedeutenden militärischen Schauspiel gestaltete sich am zweitletzten Tag der Besatzungszeit die Bestattung eines Lübeckischen Soldaten namens Pfaffroth, die mir um so lebhafter in Erinnerung geblieben ist, als ich selber dabei als Singbub mitzuwirken hatte. Nur die drei über das offene Grab abgegebenen Gewehrpatronen erfüllten mich Nervenbündel mit lähmendem Schrecken.

Wegen ihres schon erwähnten artigen Benehmens waren die Lübecker bei der Einwohnerchaft wohlgekommen, wie andererseits

auch jene zu dieser in ein heraldisches Verhältnis traten. Noch bis zur Jahrhundertwende standen Lübecker Bürger, die im Kriegsjahr 1806 in meinem Elternhaus ihr Quartier hatten, mit meinem Vater in freundschaftlichem Briefverkehr. Ja, es hat sich die Freundschaft der Väter auf die Söhne übertragen, denn heute noch, nach sechzig Jahren, erhalte ich alljährlich aus Lübeck von dem Sohn eines bei meinen Eltern einquartierten damaligen Kämpfers heraldische Aufschriften, aus denen die traditionell gewordene Anhänglichkeit an meine Heimat und an mein Elternhaus spricht. So vollzog sich schon damals, sozusagen in Feindesland, die Verbrüderung von Nord und Süd.

M. D. / Das Fest des heil. Constanzo in Capri.

Wer von der weltabgewandten Stille von Anacapri herunterkommt nach dem belebten Capri, empfindet schon an gewöhnlichen Tagen einen außerordentlichen Reiz des dort gesteigerten Lebens und Verkehrs. Ganz ungeheuer war der Kontrast an dem Festtag des hl. Constanzo, des Schutzheiligen von Capri, der am 14. Mai gefeiert wird.

Wir fahren an einem wunderbaren, warmen, blauen Tag die schöne Felsenstraße von der Höhe Anacapris, die schwindelerregend sich um die schroffen Felswände windet, herab nach Capri. Das Landschaftsbild, das sich dem Reisenden eröffnet, wenn er an der Kurve des Café Cesare Augusto Bitter herumfährt nach Diten zu, ist wohl mit das großartigste und schönste, das die Erde dem Menschen gewährt. Fern über den blauen Fluten des azurigen Meeres die goldenen Erhebungen Neapels und seiner Vorstädte Portici, Resina, Torre del Greco, die wie ein Kranz den Kegel des Vesuvius umlagern; darüber die blauen Höhen der Appenninen. Der Versuch rauchte an diesem Morgen mit besonderer Stärke; bei absoluter Windstille erhob sich vom Gipfel des Wunderbergs eine dicke hohe weißcarane Dampfäule, die einen Wolkenballen über dem Berg bildete; er senkte sich dann nach Süden langsam und leise herab in die Ebene, in der Pompeji liegt. Weiter südlich springen die gewaltigen Höhen des Monte San Angelo über Sorrent empor; die Halbinsel von Sorrent senkt sich dann, dem Beschauer entgegen, ins Meer herab, wo die leise flutenden Wogen einen weißen Schaum um antike Tempelruinen atmen. Rechts davon träumen die Sireneninseln, hinter denen Amalfi und weiter das altberühmte Salerno liegen. Und vorn, unmittelbar in greifbarer Nähe steigen über dem im Sattel liegenden leuchtenden Städtchen Capri die schroffen, zerklüfteten Höhen der Insel Capri selbst auf, mit der Villa des Tiberio auf der höchsten Spitze. Es ist ein wundervolles Bild, blau und golden erleuchtet, zu dessen Veranschaulichung man nicht schwarzer Tinte, sondern leuchtender Farben bedürfte.

Und das gilt auch von dem Erlebnis am Festtag des heiligen Constanzo.

Als wir ankamen an dem köstlichen Marktplätzchen von Capri, durch Fährchen geschmückt, über die Straße und den Platz gespannte Girlanden wie durch Triumphbogen durchfahrend, waren wir unter fortwährenden Böllerschüssen im Mittelpunkt des bunten, farbigen, festlich rauschenden Lebens.

„That's life!“ sagte begeistert eine Engländerin neben mir. Wenn wir unter Leben Frohsinn, Heiterkeit ungebundener Freiheit verstehen, so hat die trübe Nordländerin, die im Lande des drückenden Nebels und der Gebundenheit der Sitten aufgewachsen ist, sicher Recht. Ein frisches, heiteres, naives Volk, farbenfroh und von natürlicher, angeborener Poesie des Seins und der Bewegung, feiert hier in unbekümmerter Luft das Fest seines Heiligen voll argloser jubelnder Heiterkeit.

Ich bin in der Geschichte des Heiligen nicht genügend bewandert, um über San Constanzo gebührend zu berichten; ich hörte nur heiläufig, daß er von Haus aus kein Heiliger gewesen, sondern, wie das dem Geschick der natürlichen Entwicklung entspricht, aus der Natur erst langsam sich zum Geist emporentwickelt habe. Als einziges Datum aus seinem Leben kann ich nachzählen, daß der Heilige, etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. in einem ausgeschöhlten Baum von Konstantinopel nach Capri angewonnen sei; sonst nichts. Das acht uns auch weniger an.

Wir sehen im Dom in Capri die silberne Büste des Heiligen, an welcher sich einige wertvolle Edelsteine aus der Hinterlassenschaft des unheiligen Tiberio befinden sollen, hoch thronend über dem Altar in dem Augenblick, da sie von dort hinweggeholt wurde, um in feierlicher Prozession zur Grande Marina hinabgeleitet zu werden, wo sie dann während der Dauer eines Tages in ihrem ursprünglichen Heim, der uralten kleinen Kirche San Constanzo aufgestellt ist. Während ich dies schreibe, am Vormittag des 15. Mai, wird sie unter Böllerschüssen, die bis zu uns nach Anacapri herüberdringen, wieder abgeholt und zurückgebracht in den Dom von Capri.

Es war im Dom von Capri alles vorbereitet zum Beginn der Prozession. Scharen kleiner und kleinster reizender Mädchen in weißen Kleidern ordneten sich zum letztenmal die großen hellblauen Gazeschleier, unter deren Bedeckung sie dem Heiligen voranzugehen sollten wie ein wogendes Meer. Daran sollten sich die Knaben anschließen in schwarz und weißer mönchischer Tracht. Ein Träger eines schweren metallenen Kreuzifixes trat unter die Porte, während ein Schuhmann mit einem Prälaten eben noch wichtige Anordnungen beibrach. Die Prälaten, darunter inter-

essante alte Köpfe, waren ihrerseits malerisch angetan mit karminroten Ueberwürfen, deren kupferrote, halbe umgeschlagene Unterseite, vom Gesichtspunkte der Farbengesetze eigentlich unerlaubt und unmöglich, sich hier unter dem blauen Himmel doch bestens vertrug. Endlich wurde die kolossale Silberbüste des Heiligen auf einem Reliquienstrein hinabgetragen. Dahinter wird ein Baldachin entfaltet, unter dessen Schatten der Erzbischof von Sorrent als höchster lebender Gast des Festes schreiten sollte. Unter dem aufregenden Getöse der in der Luft in weiße Wölckchen zerplatzenden Geschosse ging so die Prozession die Domtreppe hinunter zum Marktplätzchen, unter dessen Fahnengeflatter eine farbige lauchende Menge die Prozession erwartete. Typen aller Arten waren vertreten. Neben kalten hochmütigen Engländern höchst moderne italienische Jungens mit bis zur Hüfte entblößten Beinen, dazu ein elegantes Neberköckchen und Glacéhandschuhe; die ärmsten aller ärmsten Kinder des Volkes in ihren bunten, gelben und roten Fährchen; Maler mit ihrem Malgerät und zugehörigen Schönen; es fehlte auch nicht dem Wilde die sitfam bekannte Gestalt des alten Fischers mit roter Mütze und dem langen Pfeischen, ein altes Malermodell.

Alles dies drängte sich um die Prozession, um die im Hintergrund der mit blauen Tüchern verzierte Musikkapelle und die zahllosen Stände der Verkäufer von Luftballons aller Farben und Formen und allerhand kindlichen Meßtrams. Und als die Prozession sich unter den dicht besetzten Balkons fortbewegte, regnete von da ein gelbes Blütenmeer auf den Heiligen herab.

Und so ging es, unter fortwährendem Getöse der Böller hinab nach Grande Marina, während 2 Kapellen die heitersten Weisen aufspielten. Auch unterwegs stießen ganze Bäche gelber Blüten auf die Büste des Heiligen hernieder von den Felsen, die den Weg der Prozession umgaben.

In der kleinen Kirche San Constanzo war ein furchtbares Gedränge, meist Landbewohner, vereinzelt Fremde darunter. Ein Sitzplatz war nicht zu erwischen. Man stand in der Mitte des Schiffes der unscheinbaren Kirche, die immerhin 4 antike Marmorsäulen aufwies und heute — im Volksgeschmack — aufs prächtigste geschmückt war mit dekorativen Behängen der Wände über dem Altar und den Säulen. Auf dem Altar erhob sich eine große Anzahl länglicher Schilde in Filzgranarbeit. Die Farben der Behänge waren meist blau und rot und blau mit goldenen Troddeln und Knäufen. Hellblau mit goldenen Verzierungen war auch die Kanzel ausgeschmückt, die ein alter Oratore betrat, der, einer Mutter italienischer Rhetorik, eine Stunde lang die Hörer zu fesseln wußte durch Gegenüberstellung der materiellen Pracht des Heidentums und des ewigen Glanzes der christlichen Seligkeit. In der Mitte seiner Rede unterbrach sich der Pfarrer und nahm Platz, um sich den Schweiß vom Gesicht zu reiben; dann nach einigen Minuten erhob er sich wieder zu neuer Rede. Die hl. Messe selbst war begleitet von dem autmütigen Gesang einer alten Jungenschwachen Orgel. Der Gesang der Priester bewegte sich zwischen schönen Tenorstimmen und heiseren Väßen. Die Kirchentür blieb während der ganzen Feier weit offen und es drana die wundervolle Luft, das Licht blauen, sonnigen Himmels herein ebenso wie das Geschrei der kleinen Kinder, die Töne der Gummipfeischen der Jungen und, im Augenblick der Enthüllung des Allerheiligsten, das erschütternde Getöse der plabenden Bomben. So war das kirchliche Fest umraut und belebt von der fröhlichen schönen Natur.

Für mich bildete eine köstliche Ergänzung des Bildes die Beobachtung der umgebenden Menge. Besonders fesselten mich meine beiden Nachbarinnen, zwei Mädchen im Alter von 6 und 8 Jahren. Die entzückendsten Köpfechen in schmutzigem Rahmen. Das ältere, schwarzlockige, mit großen dunkelblauen Augen, ernst fragend mich anblickend, doch jederzeit bereit, in ein freundliches Lächeln überzugehen; das kleine mit unsicherem großen Augenanschlag, nicht lachend, mit dem stillen Ernst des kindlich forschenden, suchenden Blicks. Beide Schönheiten ersten Rangs, Hinterbliebene der einst hier herrschenden Griechen, deren Rasse sich auf der abgelegenen Insel reiner als auf dem Festland erhalten konnte.

Nach Beendigung der Feier verließen wir die Kirche und fuhren zur Stadt hinauf und aus demselben farbigen frohen Gemüth zog wir uns in die deulich anheimelnde stille Restauration Gaudeamus zurück, wo wir, im Garten, unter üppigen Feigen und Zitronengebüschen, durch deren goldene Früchte der wunderblaue Himmel schaute, in stillem, nachdenklichem Frieden unsere Maccaroni speisten, mit köstlichem Capri rosto und Kirzchen als Dessert.